

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 12 (1908-1909)
Heft: 3

Artikel: Eine Jugendsünde [Schluss]
Autor: Coppée, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663619>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeiter! Männer, Burschen, Frauen, Mädchen, bewahrt Stolz in einer harten, so oft auch trostlos eintönigen Arbeit!

Habt ihr nur Selbstachtung, so habt ihr auch Disziplin.

Erkennt, daß das Leben auch militärisch ist!

Wahrlich alles, was einem höhern Geist dient, ist militärisch diszipliniert.

Darin ist Poesie.

Ich las vom Tode eines großen Erfinders von Maschinen, der unter euch gelebt und gearbeitet hat.

Nun, die Tüchtigsten verehren die Erfindung um ihrer eigenen Großartigkeit willen, wie Künstler die Kunst um ihrer Schönheit willen.

Glaubt, daß es Bewußtsein der Poesie ist, was euch Freudigkeit verleihen kann!

Wißt, daß das geheime Wesen aller Dinge Poesie sein muß, sonst sind sie dem Menschen nichts.

Töricht wir, eine Maschine herzustellen, ohne uns später ihrer Vorteile zu bedienen;

Unwürdig wir der landschaftlichen Reize, ihrer nicht inne werdend!

Nützlichkeit und Poesie seien einander Freund, spreche ich!

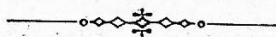
Vereint wirken sie segensreich.

Wo ihr eine Brücke bauen, eine Straße, eine Eisenbahnlinie anlegen müßt,

Da können sie ideales Gut des Volkes sein durch mutvolle Schönheit.

Und zur Harfe greifen wird der Dichter,

Kauschende Gefänge ihnen widmen!



Eine Jugendsünde.

(Schluß.)

Acht Tage später nahm er wieder zwei. Diesmal mußte er die Schublade, an welcher der Graf den Schlüssel immer stecken ließ, mit eigener Hand öffnen. So ging es während mehrerer Wochen. Ohne irgendwelche Vorsicht zu beobachten, schöpfte er mit freier Hand, unbedenklich, als hätte ihn der Wahnsinn gepackt, aus der Kasse des vertrauensvollen, väterlichen Herrn.

Aber als Heinrich Luc eines Morgens ins Arbeitszimmer des Grafen kam, um Befehle entgegen zu nehmen, stand dieser mit ungewohnt ernster Miene am Kamin und sagte zu ihm wohl ruhig, aber mit düsterer Stimme:

„Mein lieber Luc, bitte, schließen Sie die Tür. Ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen . . .“

Den Dieb überlief ein plötzlicher Schauer. Er fühlte, wie kalter Schweiß ausbrach, und in der Kehle würgte es ihn, als ob ihn eine eiserne Hand erdrosseln wollte.

„Ich habe soeben“, fuhr Herr von Bindeuil langsam fort, „die Entdeckung

gemacht, daß mich jemand bestiehlt . . . Wie Sie wissen, pflege ich diese Schublade da nie zu schließen . . . Es ist eine schlechte Gewohnheit, um derentwillen ich mir heute Vorwürfe machen muß . . . Man sollte niemand in Versuchung führen . . . Nun, obschon ich nicht genaue Rechnung führe, muß ich feststellen, daß seit mehr als einem Monat das Geld, das ich dort hineinlege, merkwürdig schnell verfliegt . . . Oh, erschrecken Sie nicht“, bemerkte der Graf, als Heinrich unwillkürlich zusammenfuhr, „und lassen Sie mich aussprechen. Ich habe die letzten drei Tage in diese Schublade eine bestimmte Summe in Goldstücken hineingelegt, ohne nachher daran zu rühren. Gestern fehlten 2 Zwanzigfrankenstücke. Man bestiehlt mich, ich bin ganz sicher, und, um Ihnen alles zu sagen, ich habe Kaspar im Verdacht. Seit einiger Zeit befindet sich der Bursche auf Abwegen, er trinkt . . . Gerade heute morgen noch er nach Absinth . . . Daß er mich bestiehlt, er, dem ich das Leben gerettet habe, er, den ich verwundet auf meinen Schultern mitten im deutschen Kugelregen vom Schlachtfeld hinweggetragen habe! . . . Nicht wahr, mein Lieber, in diesem Fall muß ich doch wohl streng und unerbittlich sein?“

Der arme Luc hatte sich sicherlich nicht auf einen solchen Ausgang gefaßt gemacht. Aber anstatt ihm Erleichterung zu verschaffen, mehrte er nur sein Entsetzen. Er war doch noch weit genug von der Niedertracht entfernt, um nicht zu dulden, daß ein anderer des Verbrechens, das er begangen hatte, beschuldigt würde. Es schwamm ihm vor den Augen, in seinem Gehirn glühte es; außer sich, schwankend, mußte er sich mit einer Hand auf den Schreibtisch stützen und bekannte mit schmerzverstärkter Stimme:

„Herr Graf, Kaspar ist unschuldig! . . . Es genügt an einer Niederträchtigkeit! . . . Ich bin's. Ich habe Ihnen nach und nach in kleinen Beträgen dreißig Zwanzigfrankenstücke aus der Schublade entwendet! . . . Die Weiber, der Wein und die Freunde! . . . Ich hatte den Kopf verloren . . . Machen Sie mit mir, was Sie wollen.“

Herr von Vindeuil rührte sich nicht; aber über sein Angesicht, seine ehrlichen und liebenswürdigen Züge flog ein düsterer Schatten.

„Ich wußte es“, sagte er dumpf vor sich hin. „Kaspar ist mein Milchbruder; ich kenne ihn von Kind auf, er ist die Redlichkeit selber . . . Ich habe Ihnen soeben eine Falle gelegt, ich gestehe es, und es bereitet mir eine gewisse Genugtuung, wahrzunehmen, daß Sie noch nicht so tief gefallen sind, wie ich befürchtete . . . Unglücklicher junger Mensch, Sie also haben das Geld gestohlen, das für die Armen bestimmt war . . . Sie, ein bevorzugter Geist, ein Mann der Wissenschaft, der doch die ganze Entsetzlichkeit seiner Handlungsweise fühlen mußte! . . . Nicht wahr, in diesem Augenblicke könnte ich nun Ihre nihilistischen und lügenhaften Anschauungen mit einem Schlag über den Haufen werfen! . . . Aber ich habe mich entschlossen, Ihnen nicht Moral zu predigen . . . Ich habe etwas Besseres gefunden . . . Sehen Sie

sich dahin, nehmen Sie eine Feder, und schreiben Sie, was ich Ihnen diktire. Gehorchen Sie . . . oder ich läute Kaspar herbei, damit er die Polizei hole!"

Vor Scham geknickt, fiel Heinrich Luc mehr, als daß er sich setzte, vor dem Schreibtisch nieder. Mit zitternder Hand ergriff er die Feder.

"Schreiben Sie", befahl der Edelmann.

"Ich, der Unterzeichnete, bekenne dem Herrn Grafen von Vindeuil, dessen Sekretär ich war, sechshundert Franken entwendet zu haben, und ich bestätige, daß ich es allein seiner Großmut verdanke, wenn ich nicht den Gerichten überliefert wurde."

"Datieren und unterzeichnen Sie das Schriftstück . . . Und nun übergeben Sie es mir."

Der bedauernswerte junge Mann hatte seine Erklärung mit zitternder, aber lesbarer Schrift ausgefertigt. Herr von Vindeuil, der an ihn herangetreten war, nahm das Schriftstück, faltete es und steckte es in seine Brieftasche. Dann stellte er sich vor Heinrich, der sich vom Sitz erhoben hatte und mit gesenktem Kopf und zähneklappernd wie ein Fröstelnder vor ihm stand, hin und faßte ihn fest ins Auge.

"Antworten Sie mir", sagte jetzt der Graf im selben harten, befehlenden Tone, "Sie haben Schulden gemacht? . . . Wie viel? . . ."

Von der Frage überrascht, fand Heinrich zunächst keine Antwort. Aber Herr von Vindeuil beharrte darauf:

"Wie viel, frage ich? . . . Bekennen Sie frei . . . Tausend Franken? . . ."

"Ungefähr so viel . . . Ja, ich glaube", stammelte endlich der Student heraus.

"Da haben Sie fünfzehnhundert", sagte der Graf, indem er seiner Brieftasche drei Banknoten entnahm und sie Heinrich Luc übergab.

Und als dieser erstaunt, überwältigt aufschrie, fuhr er fort: "Ich will keinen Dank. Ich verbiete Ihnen, mir jemals das, was Sie mir entwendet haben, und was ich Ihnen heute schenke, zurückzuerstatten . . . Ich verbiete es Ihnen, und ich habe das Recht dazu . . . Ich will mit Ihnen einfach ein Experiment machen . . . Wenn Sie sich reuig zeigen, wenn Sie wieder an die Arbeit gehen und in Zukunft ein einwandfreies Leben führen, dann verdanken Sie mir Ihre Rettung, und das genügt mir; denn — hier war die Stimme des Grafen schmerzlich bewegt — ich empfand wirkliche Freundschaft für Sie . . . Nun aber sind Sie nicht länger mein Sekretär; es wäre mir peinlich, Sie wiederzusehen . . . Aber Sie sind frei von Schulden, haben ein wenig Geld zur Verfügung, und können, wenn Sie wollen, wieder ein ehrbarer Mensch werden . . . Nur beachten Sie dies: Ich werde Ihr weiteres Leben verfolgen, und wenn ich über Sie etwas vernehme, was ich für schlecht halte und worüber ich mich nach meinem Standpunkt, nach meiner Lebensanschauung und nach meiner Moral zum Richter aufwerfen muß, so erinnern Sie sich, daß ich da ein Mittel habe, um Sie zu vernichten — und ich w e r d e

Sie vernichten . . . Sie haben mich verstanden . . . Ich verzeihe Ihnen heute; aber, wenn ich Unrecht daran getan habe, wenn Sie eine Schlechtigkeit begehen, die ich als solche betrachten muß, dann werde ich Gerechtigkeit üben . . . Nun gehen Sie“, fügte der Graf nach einem kurzen Stillschweigen hinzu, indem er Heinrich Luc mit einer Geberde verabschiedete, „verlassen Sie mich jetzt, und versuchen Sie wieder aufrecht durchs Leben zu gehen.“

III.

Zehn Jahre später.

Die Sitzung ist eben abgebrochen worden und die Abgeordneten verlassen das Palais Bourbon. Die kurze Novemberdämmerung läßt noch einen kalten Schein über dem Trocadero aufleuchten und die Randelaber auf der Konfordiabrücke heben sich bereits mit ihren grünlichen Gasflammen vom hellen Abendhimmel ab.

Heinrich Luc, der noch junge aber schon berühmte Redner der äußersten Linken, verabschiedete sich von einer Gruppe politischer Kollegen und Freunde. Den Halsfragen am Pelzrock hoch aufgeschlagen — es ist bereits Eiszeit — steht er an einer Ecke des Quai d'Orsay und schüttelt ihnen die Hand. „Also, mein Lieber“, sagte Louis Mathias, der Führer der Gruppe, die schon so manches Ministerium zu Fall gebracht hat, zu ihm, „also können wir auf Sie zählen? . . . Morgen, wenn die Diskussion über das Kultusbudget beginnt, wird Baral das Feuer eröffnen und für die Unterdrückung desselben sprechen. Sobald dann der Bischof geantwortet hat, haben Sie sofort das Wort zu verlangen.“

„Ganz gut“, antwortet Heinrich Luc.

„Lieber Meister“, fragt ihn der kleine Devismes, ein journalistischer Springinsfeld, mit der Miene eines Leichenbitters, „darf ich die Nachricht in der morgen erscheinenden Nummer der „Menschenrechte“ als sicher anzeigen?“

„Zweifellos.“

Nun kommt die Reihe an den Dummkopf Juliod, einen stummen Parlamentarier, für den nichts spricht als sein Reichtum, seine Athletengestalt und sein Mosesbart, der aber zugleich — und das erklärt vieles — der Gatte der berühmten Frau Juliod ist, jener Berufsschönheit der dritten Republik, die wir seit zwölf Jahren, wegen ihrer Emailschultern auf allen Bällen des Elhsee zu bewundern haben.“

„Sie wissen, Luc“, bemerkte der dicke Hüne, „man ist auf Ihre Rede wie auf ein Tagesereignis gespannt. Frau Juliod wird mit zweien von ihren Freundinnen zugegen sein, um Sie anzuhören, und wird, bevor der Vorhang . . . was sag' ich . . . bevor die Sitzung eröffnet wird, auf der Tribüne erscheinen.“

Der junge Mann verbeugt sich mit einem leis ironischen Lächeln:

„Sehr schmeichelhaft!“

„Und verjäßelt mir die Pfaffen gehörig!“ fährt Louis Mathias fort, „ach, wenn wir ihnen diesmal die Lebensmittel abschneiden und das Konfordat über den Haufen werfen könnten! . . . Denn es ist zu dumm, wie unsere Republik die Ruinen des Konsulates beständig restauriert und in den Stiefeln Bonapartes marschiert . . . Wir zählen mächtig auf Sie, lieber Luc! . . .“

„Sie wissen, mein lieber Meister“, fügt der kleine Devizmes hinzu, „in den Jesuitenklöstern schlafen sie angesichts Ihrer Rede nicht gut . . . Man hat mir gesagt, sie lesen Messen und halten neuntägige Andachten daraufhin.“

Aber der Novemberwind ist eilig kalt. Die Herren müssen sich trennen.

„Haben Sie keine Angst“, bemerkte Heinrich Luc beim Weggehen.

„Ich werde meine ganze Kraft einsetzen. Ich verspreche Ihnen energisch und zugleich klug vorzugehen. In den großen Bügen liegt meine Rede schon fertig, aber . . . heute abend nach dem Essen werde ich mich in mein Arbeitszimmer einschließen und dort meine Beweisführungen nochmals durchpausen. Seien Sie nur unbesorgt . . . Auf morgen also.“

Und indem er seine effektvolle Rede, die ihn schon zwei Tage beschäftigt, im Geiste wiederkaut, eilt der junge Parlamentarier mit lebhaftem Schritt dem Quai entlang.

Wie man sieht, hat der ehemalige Sekretär des Herrn von Bindeuil seit zehn Jahren eine ansehnliche Laufbahn zurückgelegt. Auf ehrliche Weise, müssen wir hinzufügen, kraft eigener Arbeit und persönlicher Verdienste.

Die furchtbare aber wohlverdiente Prüfung, die er an jenem Tage, da er auf Befehl des Grafen mit eigener Hand das Bekenntnis seiner Schuld unterschrieb, durchgemacht, hatte genügt, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Gewiß hatte der junge Mann, der zu intelligent und zu stolz war, um nicht im Grunde ehrbar zu bleiben, eine unentschuldbare Handlung begangen. Aber er war damals verbittert, war von einem bedrängten Freunde um Hilfe angegangen worden und lag obendrein in den Fesseln einer sinnlichen Leidenschaft. Es war in einem Fieberanfall geschehen, er hatte an einer Art moralischer Krankheit gelitten; allein sein Fall war nicht zum verzweifeln. Er trank seine Schande in vollen Bügen in sich hinein, und so wurde sie ihm zu einer bitteren aber heftigen und wirksamen Arznei.

Heinrich Luc verließ das Haus des Grafen von Bindeuil wie ein Mensch, der sich im letzten Augenblicke mit flammenden Kleidern aus einem brennenden Gebäude rettet, und der für immer das Feuer fürchten muß. Er riß sich von seiner Leidenschaft, tilgte seine Schulden, brach mit allen seinen Kameraden, machte sich von neuem an die Arbeit und versenkte sich darein wie in ein Meer des Vergessens. In weniger als einem Jahre ging er siegreich durchs Licenciatenexamen und wurde als der erste in die akademische Körperschaft aufgenommen. Man wählte ihn als Professor am Lyceum

einer industriellen Stadt des Nordostens und er verließ Paris, das er haßte, weil er da so sehr gelitten und sich so sehr verfehlt hatte, mit einem Freudenschrei im Herzen, in der Hoffnung auf Freiheit wie ein flüchtiger Gefangener.

In der Provinz war er der tadellose junge Mann, der vielleicht etwas zu ernsthaft und zu eingezogen lebt, der nicht tanzt, und von dem die jungen Mädchen nicht träumen, den sich aber alle Mütter als Schwiegersohn wünschen und den die Väter ihren Söhnen als Muster hinstellen. Gewisse Leute warfen ihm allerdings seine etwas zu weit gehenden Anschauungen in der Politik und in der Philosophie vor; aber alle mußten zugeben, daß er sie nur ausspreche, wenn er dazu genötigt wurde, und immer in einer überaus ruhigen und höflichen Form.

Dieser äußere Schein von Ehrbarkeit war durchaus nicht trügerisch und in der Haltung Heinrichs keine Spur von Heuchelei zu entdecken. Seine Umkehr war aufrichtig; er verlangte vom Leben nichts mehr, als was ihm die Pflichterfüllung und die Arbeit verschaffen konnte. Wenn er an seine Jugendsünden zurückdachte — und es geschah nicht selten — so fühlte er, wie sich ihm das Herz zusammenschnürte, hatte er Gewissensbisse und rechnete sich seine Erhebung nicht als Verdienst an. Er vergaß nichts, verzieh sich nichts, und glaubte sich im Gegenteil um so mehr zu einer durchaus lauterer Lebensführung verpflichtet, als auf seiner Vergangenheit ein den übrigen Menschen unbekannter Flecken ruhte.

Indessen wucherte auf dem Grunde dieses aufrichtigen, aber etwas spröden Herzens ein schlimmes Gefühl, oder richtiger gesagt, es fehlte an einem guten Gefühl. Heinrich empfand nicht die geringste Dankbarkeit für Herrn von Windeuil. Und doch hatte der Graf mit bewunderungswürdiger Großmut nicht nur Gnade über ihn ergehen lassen, als er das vollste Recht hatte, ihn ins Verderben zu stürzen, sondern er hatte ihm auch noch die Mittel zu seiner Selbsterlösung in die Hand gegeben. Trotzdem verfinsterte sich das Gemüt des jungen Professors, wenn er an seinen ehemaligen Patron dachte. Für ihn bedeutete dieses unterzeichnete Bekenntnis, das wie als Almosen erhaltene Geld, daß er nicht zurückgeben durfte, eine Schmach. Heinrich Luc fühlte, daß dies ihm für immer das Leben verderben und die Sonne verfinstern würde.

„Ich bin abgeschmactt, ungerecht,“ sagte er sich manchmal. „Herr von Windeuil hat ganz richtig gehandelt. Er hatte das Recht und sogar die Pflicht, mich zu demütigen, mir die Lehre einzupeitschen und eine Bürgschaft für meine Zukunft zu verlangen. Er hat mir den größten Dienst erwiesen. . . . Wie ich den Grafen kenne, weiß ich, daß er niemals von dem Schriftstück Gebrauch machen würde, auch wenn ich nicht für immer geheilt wäre und nicht ein musterhaftes Leben führte. . . . Ach was, ich bin hundertmal im Unrecht, bin undankbar. Herr von Windeuil hat damals vollkommen ritter-

lich gehandelt.“ Aber trotz dieser Überlegungen blieb die Erinnerung an den mildtätigen Edelmann für Heinrich Luc mit derjenigen an seine schlechte Handlung verknüpft und war ihm stets sehr peinlich.

Indessen hatte der junge Professor, der eine Beförderung erfahren und Vorlesungen über Rhetorik hielt, Erfolg über Erfolg. Er hatte seine eigenste Kraft in sich entdeckt, besaß wirklich die Gabe der Rede, und pflegte und vervollkommnete sie. Eine sichere und schöne Zukunft auf dem Gebiete des Unterrichts begann sich ihm zu erschließen, als sein Schicksal plötzlich eine Wendung nahm.

Er hatte Zutritt in das Haus eines befreundeten Industriellen, der in der Stadt sehr geachtet und Vater einer zahlreichen Familie war. Die älteste Tochter war intelligent, gutmütig, ernsthaft und — hübsch. Sie gefiel Heinrich Luc außerordentlich. Man gab ihm zu verstehen, daß Fräulein Aimée ihn nicht weniger gern sah. Die Mitgift war freilich schmal, denn sie hatte zu viele Brüder und Schwestern. Aber diese uneigennützige Neigungsheirat vergrößerte, ohne daß er es gewollt hätte, seine günstigen Aussichten. Sein Schwiegervater, der sich immer sehr mit Politik beschäftigt hatte, war so etwas wie der Großwahlmann des Departements. Da ein Sessel frei geworden war, ließ er seinen Schwiegersohn wählen, der sich bei der radikalen Linken einschrieb, und schon nach seiner Jungferrede, die sich meisterhaft über die Schulgesetze und die Wohltaten des Unterrichts verbreitete, wurde Heinrich zu den Rednern erster Ordnung gezählt.

Mit dreißig Jahren, in welchem Alter wir ihn wiederfinden, war Heinrich Luc einer der ersten Parlamentarier geworden. Diese Gesellschaft setzt sich, wie jedermann weiß, aus gewöhnlichen Komödianten zusammen. Heinrich Luc verdiente sich unter ihnen vermöge seines Talentes, seiner Aufrichtigkeit und seiner Überzeugung den Namen eines echten Künstlers. Anlässlich der wie jedes Jahr sich wiederholenden Schlacht, welche die Verteidiger der Trennung der Kirche vom Staat auf dem Terrain des Kulturbudget zu liefern hatten, war für diesmal die Hauptrolle dem jungen Redner zugefallen. Wenn das Kabinett, welches die Vertrauensfrage stellen sollte, die Mehrheit nicht erhielt, war Heinrich Luc zum Minister des öffentlichen Unterrichts ausersehen. Diese Aussicht reizte seinen Ehrgeiz und schmeichelte seinen Idealen. Er sah sich schon auf dem Posten, von dem aus er die Zukunft Frankreichs vorbereiten konnte, indem er die Jugend auf die Bahnen ausschließlicher Wissenschaftlichkeit hinlenkte. Als Universitätsmann glaubte er an die Tugend der Methoden und Programme. Als Jakobiner hielt er es für möglich, eine Tyrannei über die Gedanken auszuüben. Als Materialist verlangte er, daß die Wissenschaft eine Antwort und eine Erklärung für alle Mysterien des Lebens und auf alle Rätsel der Natur finde. Es hätte nicht viel gefehlt, um ihn zur Überzeugung zu führen, daß Mathematik und Moral miteinander verwandt seien und daß die Menschen im Verhältnis zu der

Entwicklung und den Fortschritten der Elektrizität und der Sprengstoffe glücklicher und besser würden.

Indem er die letzten Sätze seiner Rede, durch welche er der Geistlichkeit und den religiösen Anschauungen einen empfindlichen Schlag zu versetzen hoffte, vor sich hin murmelte, erreichte Heinrich Luc rasch den Quai Voltaire, wo er wohnte. Er fand seine junge Frau bei der Wiege des Knaben, den sie ihm vor zwei Jahren geschenkt hatte, und angesichts dieses anmutigen und rührenden Anblicks vergaß der dreißigjährige Tribun während einiger Augenblicke, daß er am folgenden Morgen die „Schandbuben“ der Kirche zerschmettern sollte.

Wenn Ihnen daran liegt, meine Denkweise kennen zu lernen, so bin ich der Meinung, daß der junge Gesetzgeber, als er seiner Aimée den Arm um die Taille schlang und ihr einen langen und zärtlichen Kuß auf den Nacken drückte, etwas viel Interessanteres und Wertvolleres tat, als da er ein atemloses Satzgefüge ausheckte, um die verhängnisvollen Folgen des Konfordates zu brandmarken.

Sobald jedoch das Kind die Auglein zugemacht und die beiden Gatten sich zu Tisch begeben hatten, kam der Parlamentarier, der von seiner Zukunftssrede ganz besessen war, kaum hatte er die Suppe genossen, wieder auf die große Frage zurück. Mit ebenso viel Schwung wie Appetit machte er mit den katholischen Dogmen und einer Solchnitte nur einen Mund voll und das Entrecote mit gefüllten Tomaten griff er mit allen Zähnen an, als ob er einem Laienbruder den Kopf hätte abbeißen müssen. Seine junge Frau zollte ihm mit schweigsamem Lächeln Beifall, denn sie war selbst nicht fromm erzogen worden und überhaupt bewunderte sie ihren Gatten in allen Dingen und betete ihn an. Für sie war es ohne weiteres klar, daß den Bischöfen und Pfarrgeistlichen die Besoldung entzogen werden mußte, weil ihr Heinrich dies mit so wohlklingender und warmer Stimme verlangte; und wenn er versicherte, daß der Erste Konsul im Jahre 1801 die Zivilisation um ein Jahrhundert zurückgeschraubt habe, als er sich mit dem Papste ins Einvernehmen setzte, so konnte ihr lieber Gemahl unmöglich im Unrecht sein, denn sie fand ihn gar zu lieb.

Nach dem Abendessen sah Heinrich Luc die Abendblätter durch, die alle seine Rede ankündigten und sein Auftreten in der kommenden Sitzung als ein Hauptereignis behandelten. Am Kamin behaglich ausgestreckt, sog er in vollen Zügen den Dunst des Ruhmes ein, während er durch eine offene Türe seiner jungen Frau nachblickte, die in ihrem Schlafzimmer um die Wiege beschäftigt war, in der ihr Kindlein schlief, und schweigsam der Besorgung der Nachttoilette oblag. Neben ihm lagen Bücher offen und zerstreute Papiere im Scheine der mächtigen Lampe und luden ihn zu nächtlicher Arbeit ein. Er dachte daran, wie köstlich es für ihn sei, bei allen fieberhaften Aufregungen, die er als Politiker durchzumachen hatte, den Frieden eines eigenen Herdes

und die Süße des Familienlebens genießen zu dürfen. Und er sagte sich: Ich bin glücklich. Dann kam seine Frau, gab ihm den Abendkuß und ließ ihn allein.

Heinrich Luc, der bald das Zimmer auf und nieder schritt, indem er leise die prunkhaften Sätze seiner Rede wiederholte, bald sich an den Schreibtisch setzte, um etwas zu notieren, oder einen Gesetzestext zu vergleichen, war schon lange tief in seine Arbeit versunken, als das Zimmermädchen, nachdem es mehrmals umsonst angeklopft hatte, endlich eintrat, ihm eine Visitenkarte übergab, und meldete, daß ein Herr lebhaft darauf bestche, trotz der späten Stunde noch empfangen zu werden.

Etwas ungeduldig griff er nach der Karte und warf einen Blick darauf. Ein kalter Schauer überlief ihn und drang ihm bis ans Herz: Er las den Namen des Grafen von Bindeuil.

Die Ankunft dieses Mannes, des einzigen Zeugen seiner Jugendsünde, der da plötzlich wieder vor ihm erschien, als er sich mitten im Glück, mitten in vollem Erfolg befand, war ihm von verhängnisvollster Vorbedeutung.

Seine Stimme zitterte, als er zu dem Mädchen sagte: „Lassen Sie eintreten.“

Wie fast all die Leute, deren Dasein durch eine einheitliche Arbeit ausgefüllt und durch ausschließliche Gewohnheit geregelt ist, hatte sich Herr von Bindeuil wenig verändert. Die zehn Jahre hatten seinen langen, schmalen Körper nur wenig gebeugt, und in dem Halbdunkel des Zimmers, das nur durch die verschleierte Lampe erleuchtet wurde, waren die nun schon zahlreicher gewordenen weißen Haare in seinem blonden Barte kaum zu erkennen. Seine Kleidung war nicht weniger nachlässig als ehemals. Und als Heinrich Luc, nachdem er ihn begrüßt und mit einer Geberde zum Sitzen eingeladen hatte, ihn seine mageren Beine kreuzen und einen von hundert Regengüssen verwaschenen Hut auf ein Tischchen legen sah, erkannte der junge Mann mit einem gewissen Mißbehagen, daß sein ehemaliger Patron immer noch genau derselbe war, wie an dem verhängnisvollen Trennungstage.

„Ich muß zunächst entschuldigen“, begann der Graf, indem er den funkelnden und eindringenden Blick aus seinen grünen Augen auf den Abgeordneten richtete, „wegen der Unstatthaftigkeit meines Besuches zu dieser nächtlichen Stunde . . . Mein ich habe eben erst jetzt, als ich ein Abendblatt las, die Tatsache erfahren, welche mich zu Ihnen führt, und Sie werden sofort begreifen, daß meine Schritte keine Verzögerung dulden.“

„Was immer der Beweggrund sein mag, der Sie hierherführt“, antwortete Heinrich Luc, indem er seine innere Bewegung mit Gewalt zurückdrängte, „so konnten Sie sicher sein, Herr Graf, daß Ihre Gegenwart in meinem Herzen nur Gefühle hoher Achtung und unendlicher Dankbarkeit erwecken würden.“

„Wohl“, erwiderte der Graf, „aber ich bin doch froh, daß Sie es mir

bestätigen, denn ich bin hierher gekommen, um diese Gefühle anzurufen . . . Morgen wird in der Kammer der Abgeordneten über die Interpellation eines Ihrer Kollegen, dessen Name mir entfallen ist, debattiert werden. Er verlangt die Unterdrückung des Kultusbudgets und, wenn ich der Zeitung, die ich eben gelesen habe, Glauben schenken darf, so haben Sie in dieser Angelegenheit eine Rede zu halten, die auf die Schlußabstimmung einen bedeutenden Einfluß ausüben und diese Unterdrückung unmittelbar ermöglichen könnte . . . Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, ob diese Nachricht wahr ist?"

„Sie ist richtig“, antwortete Heinrich Luc, den diese Frage zu beunruhigen begann. „Trotzdem bin ich weit davon entfernt zu glauben, daß mein Eintreten in die Debatte so entscheidende Folgen haben könnte, und daß meine Rede . . .“

Aber Herr von Bindeuil unterbrach ihn mit fester Stimme:

„Bitte, keine unnütze Bescheidenheit, mein Herr. Ich kenne Ihre Redegabe und Ihren Einfluß aufs Parlament . . . Ich komme auf den Zweck meines Besuches zu sprechen. Das Stück Brot, welches der Staat den Priestern so kärglich spendet, und welches durchaus keine Belohnung für Beamte ist, sondern vielmehr eine Art Ersatz für die Güter, die man ungerechterweise der Geistlichkeit geraubt hat, kann man ihnen nach meiner Ansicht nicht auch noch nehmen, ohne daß die religiöse Erziehung Frankreichs Schaden leidet. Ich weiß, daß dies nicht die Meinung gewisser Katholiken ist; allein es ist meine feste Überzeugung. Ich müßte die Unterdrückung des Kultusbudgets als ein Unglück für die Kirche und den Glauben betrachten. Nun versichert man mir, daß Ihre Rede imstande sei, dieses Unglück zu beschleunigen . . . Sie erraten nun, wie ich vermute, die Bitte, welche ich an Sie richten möchte . . . Enthalten Sie sich nun, nehmen Sie an der Diskussion, die morgen stattfindet, nur schweigend teil, dann haben Sie mir die Dankbarkeit, welche Sie für mich zu empfinden vorgeben, schlagender bewiesen, als Sie es ahnen können . . . Nun antworten Sie mir ohne Umschweife, Herr Luc. Darf ich von Ihnen diesen guten Dienst erwarten?"

Herr von Bindeuil hatte, von seinem leidenschaftlichen Wunsche und dem Freimut seines Wesens hingerissen, nicht sowohl in den Ausdruck als in den Ton seiner Bitte die ganze Energie eines Befehles gelegt.

Der junge Mann fühlte es wohl und war grausam gekränkt. Was er sofort begriff, war, daß der Graf ihn gründlich verachten mußte, da er ihm eine solche Kapitulation seines Gewissens vorschlug.

„Herr Graf“, antwortete er, „ich danke Ihnen dafür, daß Sie nur so leise, so zart auf Ihr großmütiges Benehmen mir gegenüber anspielten. Ihre Großmut ist nicht umsonst gewesen. Der Schuldige, dem Sie die Bestrafung erspart haben, tat alles, um sich selbst wieder achten zu können. Ich glaube es sagen zu dürfen: Heute spricht ein ehrbarer Mann mit Ihnen; aber indem er Sie zum Richter seiner Lage macht, wendet er sich zugleich an Ihre

Biederkeit . . . Wie Sie wissen, war ich immer ein Vorkämpfer der Gedankenfreiheit. Entziehung der Besoldungen, welche der Geistlichkeit droht, und die Sie als eine Niederlage der Kirche betrachten würden, wäre in meinen Augen ein Sieg des Fortschrittes. Nehmen wir nun an, daß ich wirklich diesen Sieg herbeiführen könnte; wollten denn Sie, ein Soldat, mir anraten, am Abend der Schlacht auszureißen? . . . Nein, das können Sie von mir nicht verlangen! Sie können dem Manne, den Ihre Großherzigkeit auf den Weg zur Ehre zurückgeführt hat, nicht befehlen, ihn auf ewig zu verlassen! Ich schwöre Ihnen, daß ich in diesem Augenblick nicht die Ziele meines Ehrgeizes, nicht meine Laufbahn im Auge habe. Um Ihnen meine Aufrichtigkeit zu beweisen, brauchen Sie bloß ein Wort zu sagen, und ich werde meinen Rücktritt anmelden und auf das politische Leben verzichten . . . aber erst, nachdem ich meine Pflicht getan habe . . . Morgen verschwinden, das hieße an der guten Sache Verrat begehen. Und wenn es sich, um Ihnen Genugthuung zu geben, nur darum handelte, vor meiner Partei als Verräter zu erscheinen, so würde ich auch darein einwilligen. Allein ich schlage Ihnen Ihre Bitte um meiner innersten Genugthuung willen ab; es soll keine Gemeinheit auf meinem Gewissen lasten bleiben . . . Sehen Sie, das ist aus dem Unglücklichen geworden, den Sie auf der abschüssigen Bahn zum Verbrechen aufgehalten haben. Meine Gewissenhaftigkeit ist Ihr Werk, nur Sie dürfen sie nicht tadeln . . . Sie hatten mich aus den Augen verloren, Sie wußten nicht um meine moralische Umwandlung, und so liegt denn in dem Vorschlag, den Sie mir soeben gemacht haben, eine gründliche Verachtung meiner Person ausgesprochen. Indem ich ihn zurückweise, bin ich sicher, daß ich Ihnen Achtung abnötige."

Heinrich Luc hatte sich warm gesprochen. Aufrecht stand er vor Herrn von Windeuil, der die Beine immer noch gekreuzt, ihn ruhig, aber mit geringschätziger Miene anhörte.

"Ehre! . . . Pflicht! . . . Gewissen! . . . Zartgefühl!" . . . bemerkte der Edelmann, „das sind alles schöne, wohlklingende Worte, die in parlamentarischen Versammlungen immer ihre Wirkungen tun. Nicht mit Unrecht, ich sehe es jetzt, hatte man mir Ihre Beredsamkeit gerühmt . . . Aber zum Unglück für Sie kann ich mich aus diesen schönen Worten nicht bezahlt machen, denn ich besitze den schriftlichen und von Ihnen eigenhändig unterzeichneten Beweis, daß Sie nicht immer das Recht hatten, sie im Munde zu führen . . . Oh, ich weiß ganz wohl, daß Ihr Betragen, seitdem wir auseinander kamen, tadellos gewesen ist. Unser gemeinsamer Freund, Herr Berthier, bei dem ich von Zeit zu Zeit nach Ihnen frug, hat mich über Ihre Lebensführung auf dem Laufenden erhalten . . . Wer aber hat Ihnen denn die Ehrlosigkeit erspart? . . . Ich. Und, erinnern Sie sich wohl, Sie können den ehrbaren Mann nur mit meiner Erlaubnis spielen . . . Sie reden mir von Pflichten? Die erste, die heiligste sollte für Sie die Dankbarkeit

gegenüber dem Manne sein, der Sie gerettet hat . . . In diesem Augenblicke gehorchen Sie nicht der Stimme der Ehre, sondern derjenigen Ihres Stolzes. Allein wir wollen unsere Zeit nicht mit unfruchtbarem Wortstreit verlieren. Ich nehme an, daß Sie morgen in der Kammer der Abgeordneten das Wort nicht ergreifen. Sie werden es nicht ergreifen. Ich befehle es Ihnen, und wenn Sie die Kühnheit haben sollten, nicht Folge zu leisten, so würde ich dieses Schriftstück, in welchem Sie bekennen, aus der Schublade meines Schreibtisches eine Anzahl Goldstücke wie ein Lafai entwendet zu haben, vor die Öffentlichkeit bringen.“

„Daß wollten Sie tun?“ schrie Luc mit halberstidter Stimme.

„Warum nicht?“ erwiderte Herr von Vindeuil, der nun auch aufgestanden war und mit großen Schritten auf- und niederging. „Es ist nicht sehr geschmackvoll gehandelt. Zugegeben. Allein ich diene einem höhern Interesse . . . Und dann bin ich ebenso leidenschaftlich Christ und Katholik, wie Sie Atheist sind, und sehe nur diesen einzigen Ausweg vor mir, meiner Leidenschaft genug zu tun . . . Nun denn, raffen Sie sich auf“, fuhr der Graf fort, nachdem er einen Blick auf Heinrich Luc geworfen hatte, der in einem Lehnstuhl wie gebrochen darsaß, „es liegt mir durchaus nicht daran, Sie zu verderben, und ich bin überzeugt, daß sich die Sache machen läßt . . . Können Sie nicht heute nacht von einem plötzlichen Unwohlsein befallen werden . . . morgen früh außerstande sein, auszugehen? Bemerken Sie wohl, ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie Ihre Grundsätze und Ihre Partei im Stiche lassen . . . Ganz und gar nicht! Nur eine zeitweilige Enthaltung, einen eintägigen Waffenstillstand . . . Ich bin sogar erstaunt, auf so viel Widerstand zu stoßen und genötigt zu sein, zur Drohung zu greifen und Waffen zu gebrauchen, die mich anwidern . . . Wenn Sie noch nicht begriffen haben, daß man in gewissen Fällen Schmiegsamkeit zeigen und dann und wann Zugeständnisse machen muß, so möchte ich wirklich an Ihrer politischen Zukunft zweifeln . . . Wohlan denn, eine gute Regung, und sagen Sie mir, daß ich auf Sie zählen darf.“

Niedergeschlagen, die Ellenbogen auf die Knie, den Kopf auf die Hände gestützt, gab Heinrich Luc sich seiner Verzweiflung hin. Es war also wahr? Dieses Verbrechen aus der Jugendzeit, das ihn während zehn Jahren rechtschaffener Arbeit wie ein unsichtbarer Zeuge verfolgt hatte, dieses Verbrechen stellte ihn nun mitten auf dem rechten Wege und fiel ihm schwer wie die Hand eines Stockmeisters auf die Schulter. Der Unglückliche fühlte all die Schrecken eines Menschen, der einst vom Ausfah ergriffen wurde, der sich während langer Zeit geheilt wähnte und dann plötzlich die häßlichen Geschwüre wieder ausbrechen sah. Was sollte er antworten?

Wenn er dem Grafen widerstand, so wurde er von aller Welt als unehrlich erklärt, und wenn er ihm nachgab, so war er es in seinen eigenen Augen; denn Heinrich Luc hatte sein Gewissen wiedergewonnen: Die öffentliche

Entehrung flößte ihm nicht minder Entsetzen ein als die der Welt unbekante. Zu seiner moralischen Qual gesellte sich ein schmerzliches Erstaunen. Wie kam es denn, daß ihm der biedere Herr von Windeuil einen so schimpflichen Handel vorschlug? Sprach denn wirklich dieser gütige und mitleidige Mann zu ihm, in diesem Tone unerbittlicher Verachtung? Was tun? Es gab keinen Ausweg! Er stand zwischen zwei Abgründen! . . . Der unglückliche Mensch litt derart, daß er es als eine Erleichterung empfand, als die heimliche Stimme, welche den Verzweifelten Ratschläge erteilt, ihm leise das furchtbare Wort ins Ohr flüsterte: „In den Tod!“

Er war sofort entschlossen. Indem er sich rasch aufrichtete, schritt er auf Herrn von Windeuil zu und blickte ihm fest in die Augen.

„Also“, sagte er dumpf, „Sie bestehen darauf, daß diese Rede nicht gehalten wird?“

„Selbstverständlich“, erwiderte der Graf kühl und unerschütterlich. „Muß ich es Ihnen wiederholen?“

„Nun denn, so mögen Sie sich beruhigen . . ., sie wird nicht gehalten.“ Der Edelmann lächelte und zuckte leicht mit den Schultern.

„Gut denn, die Sache ist in Ordnung“, schloß er.

Alein plötzlich glaubte er zu bemerken, wie ein milchiger Schimmer die Augen Heinrichs überlief, gerade wie bei einem Sterbenden.

„Ich werde morgen in der Kammer nicht sprechen“, sagte der Unglückliche, „denn heute Nacht werde ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen.“

„Sie wollten sich töten?“ rief Herr von Windeuil überrascht aus.

Der junge Mann bestätigte seinen Entschluß mit einem entschiedenen Kopfnicken.

„Gäbe es noch eine andere annehmbare Lösung . . . Sie kommen zu mir, um mich unter der Androhung, mich an den Branger zu stellen, zu einer Feigheit zu zwingen. Nun denn, mein Tod wird Ihnen antworten: Weder das Eine noch das Andere.“

„Sie wollten sich wirklich töten?“ wiederholte Herr von Windeuil, indem er diesmal die Stirne senkte und nachdenklich auf den Boden starrte.

„Sie werden zugeben“, sagte Heinrich Luc mit scharfer Bitterkeit, „trotz Ihrer religiösen Vorurteile, braucht es zu einem solchen Selbstmord Mut . . . Sie sehen diesen friedlichen Raum“, fügte er hinzu, indem er auf das mit Büchern angefüllte Zimmer hinwies; „noch vor einer Stunde war es die Stätte eines glücklichen Menschen, so glücklich, wie man es mit der Neue über eine schlechte Handlung im Herzen nur sein kann . . . Es war mir gelungen, sie einzuschläfern, ja mit Hilfe schwerer Arbeit beinahe zu ersticken . . . Wenn ich diese Türe da öffnete, würden Sie in unschuldigem und furchtlosem Schlaf meine liebe Frau und mein armes Knäblein daliegen sehen . . . Ich tat übel daran, sie zu lieben. Diese Freude ist demjenigen nicht gestattet, der wie ich einen Flecken auf seiner Vergangenheit hat. Ich will Ihnen

nicht reden von meinen Träumen, von der Zukunft, die sich mir erschließen sollte . . . Sehen Sie, da liegt ein Schoß Zeitungen, in welchem man mich als hervorragenden Redner rühmt . . . Es ist ein Elend . . . Ich bedaure an meinem Leben nur diese zwei jungen Wesen, aus denen bald eine Witwe und eine Waise wird . . . Und dennoch! Gestehen Sie es frei heraus, Herr Graf, kommt mir noch ein gewisses Verdienst zu, wenn ich das alles verlasse . . . Ich war ohne Zweifel dieses Glückes unwürdig, und Sie, der Sie mich so grausam zwingen, darauf zu verzichten, tun es vielleicht, ohne es zu wissen, im Namen der Gerechtigkeit . . . Sei dem, wie es wolle! Wenn ich in den nächsten Augenblicken den Revolver gegen meine Schläfen drücke, kann ich mir wenigstens mit einem gewissen Stolz sagen, daß meine einzige Jugendsünde gründlich gesühnt ist, indem ich um der Ehre willen sterbe . . . Nun, Herr Graf, haben Sie die Güte, mich allein zu lassen. Ich habe noch einige Abschiedsworte an die Meinigen zu schreiben, und meinen letzten Willen aufzusetzen . . . Allein Sie können ruhig nach Hause gehen . . . Heinrich Luc wird morgen die Rednertribüne nicht besteigen."

Er war im Begriffe, Herrn von Vindeuil hinaus zu begleiten, als dieser, der ihm in tiefer Bewegung zugehört hatte, ein Stück Papier aus der Tasche zog und es Heinrich mit den Worten zeigte: „Da ist das Bekenntnis Ihrer Jugendsünde. . . .“

„Nun gut, was hernach? . . . Sie werden doch den Haß und den Parteeifer nicht so weit treiben, mein Andenken zu beschmutzen? . . . Was wollen Sie mit diesem Schriftstück noch anfangen?“

Der Graf hatte sich dem Kamin genähert, in welchem ein Feuer brannte. Er warf das Papier hinein und dieses flammte alsbald auf und wurde vom Feuer verzehrt.

Heinrich Luc stieß einen Schrei aus und ohne zu begreifen warum, begriff er doch sofort, daß seine Lage sich geändert habe.

„Sie sind frei“, sagte Herr von Vindeuil ernst. „Gehen Sie morgen ins Parlament, beschimpfen Sie dort unsere Glaubenslehren und helfen Sie unsere Priester ins Elend stürzen. Mir wird das Herz bluten, allein: Gerechtigkeit vor allem . . . Nun sage ich Ihnen noch dies. Als Sie nach Unterzeichnung dieses Schriftstückes, geknickt durch meine Nachsicht und meine Wohlthat, von mir weggingen, hatte ich, ich gestehe es Ihnen, den Hintergedanken, daß meine gute Tat unnütz sein würde. Ich konnte nicht an die moralische Wiedererhebung eines jungen, religionslosen Menschen glauben, der seine Laufbahn mit einer ehrlosen Handlung begonnen hatte. Als ich von Herrn Berthier und andern Ihre ersten Erfolge vernahm, ihre korrekte und achtungsgebietende Lebensführung, war es für mich eine Art Enttäuschung. Und als ich Sie dann unter den Feinden der Religion als einen von denjenigen nennen hörte, deren sittliches Betragen man nicht tadeln und deren Aufrichtigkeit man nicht anzweifeln durfte, — Gott verzeihe mir dieses, eines

Christen ganz unwürdige Gefühl! — da habe ich tatsächlich darunter gelitten. Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, las ich nun heute abend in einer Zeitung, daß Sie die Kirche angreifen wollten, und ich erinnerte mich der fürchterlichen Waffe, von der ich gegen Sie Gebrauch machen konnte. Da fühlte ich den verwerflichen Wunsch in mir, durch ein Mittel, über das ich jetzt erröte, sowohl Ihr Stillschweigen als die Gewißheit zu erlangen, daß Sie nichts als ein Heuchler seien. Jetzt aber haben Sie mich im Gegenteil überzeugt, daß ich Sie unrichtig beurteilte, und mich daran erinnert, daß ich mich hier nicht als Edelmann betrug: Nun aber ist alles wieder gut, und ich habe Sie nur noch um Entschuldigung zu bitten.“

Heinrich Luc schwammen die Augen in Tränen. Seine Hände bebten. Die Freude überwältigte ihn.

„Um Entschuldigung!“ rief er aus, „während ich zu Ihren Füßen liegen sollte, nachdem Sie die letzte Spur meiner schuldvollen Vergangenheit getilgt haben und nachdem ich in Ihnen den gnädigen Mann wiedergefunden habe, der mich einst geschont und gerettet hat! . . . Nein, nein, ich werde morgen nicht gegen Ihre Freunde sprechen. Nun verpflichte ich mich dazu, da ich es freiwillig tun kann . . . Was sage ich! Eckel faßt mich vor der Politik, vor dieser Betätigung des Hasses . . . Und ich begreife, daß hoch über allen Parteien die ehrbaren Leute stehen, unter denen Sie mir meinen Platz wieder zugewiesen haben . . . Wie soll ich Ihnen, Herr von Bindeuil, für Ihre Großmut . . .“

„Mein lieber Herr Luc“, unterbrach ihn der Graf, indem er aus tiefer Bewegung heraus seinem ehemaligen Sekretär die freundschaftliche Anrede von früher wieder gönnte, „wir sind vor zehn Jahren auseinandergegangen, ohne daß unsere Hände sich berührt hätten . . . Hier ist die meine! Wollen Sie einschlagen? . . . Ich reiche sie Ihnen in wahrer Achtung und Freundschaft.“

Und indem Heinrich Luc die warme und biedere Hand des Grafen ergriff und ungestüm drückte, fühlte er vielleicht zum erstenmal in seinem Leben die köstliche Freiheit eines reinen Gewissens, fühlte er, daß seine Jugendsünde für immer gebüßt und getilgt war.

Nach François Coppée.

Ein Spruch von Gottfried Keller.

Der Geist kann wohl durch einen Menschen leidlich schön geäußert, niemals aber erfunden werden, da er von jeher und unendlich ist; daher die Bezeichnung der Wahrheit mit einem Menschnamen einem Raub am unendlichen Gemeingut gleichkommt, aus welchem der fortgesetzte Raub des Autoritätswesens entspringt. In einer Republik fordert man das Größte und Beste von jedem Bürger, ohne ihm durch den Untergang der Republik zu vergelten, indem man seinen Namen an die Spitze pflanzt und ihn zum Fürsten erhebt; ebenso betrachte ich die